

24/11 1915

Das Wasserwandl.

Drei Dinge gibt es hier auf Erden, die dem Herzen Marias, meiner waderen Küchenfee, teuer sind: ihr Frantisek, der Jantienkaffee und das Wasserwandl vom Herd. Ob ich die richtige Reihenfolge bei der Aufzählung inne gehalten habe, kann ich nicht mit Sicherheit sagen. Vielleicht hätte ich beim Wasserwandl anfangen sollen. So viel steht fest, daß es in ihrem Gefühlsleben eine bedeutende Rolle spielt. Ihm gilt der letzte Abschiedsblick, wenn wir aufs Land fahren, ihm ist so manches inhaltsreiche Gespräch gewidmet, während wir in der Ferne weilen, und oft, o wie oft, bekomme ich es zu hören: wenn wär' Wasserwandl da, wär' Geschirr gleich gewaschen.

Als wir heimkehrten, war denn auch die Wiedersehensfreude rührend, und Marie erstand fürsorglich einen mächtigen Tiegel Rührpasta, weil der Greisler vom Fünferhaus gesagt hatte, daß Schießpulver darin ist und es später gar nicht mehr zu bekommen sein wird.

Mit dem schlechtesten Gewissen der Welt sah ich zu, wie Marie das Wasserwandl blank und immer blanker putzte, beständig überlegend: wie sag' ich's meinem Dienstmädchen? Ich wurde von anderer Seite der Sorge entkoben.

Eines Abends, als ich nach Hause kam, empfing mich Marie schon höchst erregt auf der Treppe: „Muß ich gnä' Frau was fragen.“ Das hat etwas zu bedeuten! Leider weiß ich auch was. Sie formuliert ihre Fragen knapp und klar wie ein oppositioneller Abgeordneter, mit kriegerischem Unterton: erstens: ob das wahr ist, daß man alles Kupfer abliefern muß; zweitens: ob ihr Wandl Kupfer ist; drittens: wenn es wahr und Kupfer ist, was gedenkt der Herr Ministerpräsident dagegen zu tun?

Der Herr Ministerpräsident ist einigermaßen in Verlegenheit und tut, was alle Ministerpräsidenten in dem Falle tun, er hebt eine lange Rede an. Ich erkläre Marie gründlich und genau, daß und wie man aus Kupfer, Messing und Nickel Kanonen verfertigt. Da ich davon genau so viel verstehe wie unser kleiner Familienhund Flock von der Annismatrat, vermute ich, daß manche Menschen mit Vergnügen zuhören würden. Marie tut es nicht. Sie unterbricht mein Heringsfucheln mit Legierung, Schweissen, Spannung (die einzigen einschlägigen Vokabeln, die ich weiß), mit dem verzweifeltsten Ausruf: „Aber das geht doch gar nicht, daß man mir mein Wandl nimmt! Wie soll ich Geschirr waschen, und was soll ich Samstag tun? Die gnä' Frau muß einen Brief schreiben, daß wir das Wandl haben müssen!“

Diese Verzweiflung klingt aus diesem Aufschrei. Mir fällt eine Stelle aus einem Volzac-Novell ein, wo die Pensionsinhaberin sagt, sie hätte einen König aufs Schafott steigen, sie hätte Napoleons Aufstieg und Sturz, seine Rückkehr und zweite Verbannung gesehen: das alles war schon da, daß aber eine Pension an einem Tag acht Pfaffen verliert — das war noch nie da! Von allen Kriegserwartungen ergreift der mögliche Verlust des Wasserwandls Marie entschieden am tiefsten. Ihren Frantisek hat sie ruhig, mit verständiger Fassung einrücken sehen, sie begreift und billigt mit dem gesunden Volksempfinden diese Pflicht. „Aber mein Wandl ist doch kein Mann, was einrücken muß“, jammert sie.

Ich beginne mit Ernst und Nachdruck über die patriotischen Pflichten aller Bürger zu sprechen, und meine Worte machen erstlichlichen Eindruck. Marie ist eine gute Patriotin, sie liebt ihr engeres und weiteres Vaterland und haßt die Italiener. Sie begreift vollkommen, daß wir alle Kräfte anstrengen und alle Entbehrungen gelassen ertragen müssen. So hört sie auch aufmerksam zu, nicht mit dem Kopf und macht sich eifrig daran, alles in der Wohnung, was

im entferntesten an Metall erinnert, zusammenzutragen. Sie demoliert den Badeofen, bringt die schöne Aschenchale aus getriebenem Kupfer herbei, zerlegt einen Messingkuster, holt meine Teller mit uralter indischer Stichelarbeit hervor, die den Stolz meiner Sammlung bilden, ja, sie opfert sogar die Küchenwaage (die natürlich ihrer Ansicht nach viel wertvoller ist) und fragt mich dann stolz: „Werden sie da nicht genug haben?“

Ich spreche sanft die entgegengesetzte Vermutung aus. Marie ist erstaunt. Auch über meinen unbegreiflichen und ungewohnten Starrsinn. Im allgemeinen verhält sich die Sache nämlich so, daß ich sehr vorsichtig beim Ausprechen eines Wunsches oder Auftrages bin. Immer erkunde ich zuerst listig die Meinung meines Hausministers. Will sie dasselbe wie ich, so erteile ich streng und stolz meine Befehle, will sie es nicht, nun, dann — gebe ich ihr lieber gleich den Auftrag nicht. Denn schließlich geschieht es ja doch nicht, und so steht es besser aus. Aber diesmal kann ich beim besten Willen nicht die Nachgiebigkeit bekunden, die einer Hausfrau geziemt, und muß auch ihr stürmisches Verlangen, das Wasserwandl als unentbehrlich reklamieren zu lassen — „wie den Doktor B.“ (einen hervorragenden Finanzmann), sagte sie — leider abschlägig bescheiden.

„Dann tu' ich ihm verstecken“, beschließt Marie.

„Das kostet 5000 Kronen Strafe.“

Das Argument verfehlt seine Wirkung nicht. Aber natürlich geht es in ihren Kopf nicht hinein, daß etwas anders sein soll, als sie es für recht erkennt. Jedenfalls bearüht sie mich am nächsten Tag sehr vergnügt und teilt mir mit leuchtenden Augen mit:

„Is sie schon weg.“ „Wer.“ „Mein Wandl.“ Einigermassen erstaunt erkundigte ich mich nach dem Sachverhalt. Marie hat das Wasserbecken „zur Reparatur“ getragen und bemerkt dazu als gute Kennerin Wiener Verhältnisse: „Sag' mir Spengler gesagt, in drei Tag' is fertig. Wer'n mir vor Dezember nit kriegen, daweil is Kommission vorbei.“

Es dauert sehr lange, bis ich ihr klar mache, daß ihr Lieblingskind dann beim Spengler fassiert oder notiert wird. Als sie es darauf heil und ganz zurückbringt, berichtet sie mit einem gewissen Stolz, daß sie den biederen Handwerker tüchtig ausgelacht hat, weil er geglaubt hat, sie bringt den Wasserbehälter wirklich zur Reparatur. Sorgenvoll schiebt sie den geretteten Schatz in den Herd und verinkt in tiefes Sinnen. Alle halbe Stunde erscheint sie bei mir im Zimmer und erkundigt sich, ob mir noch immer nichts eingefallen ist. Dann teilt sie mir plötzlich mit, sie hätte das Wasserwandl verkauft, es sei weg, fort, addio! Worauf ich mich in ihr Zimmerchen begeben und das verkaufte Wandl sorglich in meinen weichsten Schlafrock verpackt, am Boden ihres Koffers auffinde. Marie bleibt tief bekümmert zurück.

Am Abend tritt sie bei mir ein, heroische Entschlossenheit in Geste und Miene. „Aho, wenn die gnä' Frau sagt, brauchen sie mein Wandl, wenn Kriega fortduert...“ ich nicke bestätigend und sie senkt tief auf — „dann machen wir Frieden.“ Die Lösung ist sehr einfach, aber ich weiß, der Entschluß ist Marie nicht leicht geworden. Sie ist für den Kriega. Mit der ganzen wundervollen hoffnungstarken Zähigkeit ihrer Nation möchte sie fortzukämpfen, durchhalten. Aber freilich — das Wasserwandl.

Als auch dieser Versuch scheitert und ich ihr überaus beschämt gestehen muß, daß mein persönlicher Einfluß beim Kriegsministerium wahrscheinlich doch nicht ausreichen würde, fragt sie mich erbittert, wozu dann alle meine vielen Bücher gut sind.

Was jetzt noch geschehen wird, das weiß ich nicht. Vielleicht wird sie um eine Audienz ansuchen wollen, vielleicht wird sie am 29. November nach Stockholm fahren. Vorläufig beschränkt sie sich darauf, so schlecht als nur möglich zu kochen und die Teller nachlässig abzuspillen, um mich auf den „Westuntergang“ vorzubereiten.

Aber eines steht fest: Hergeben wird Marie das Wasserwandl bestimmt nicht. Da habe ich schon meine Erfahrungen. Und wenn ich dem Kriegsminister raten darf, so soll er lieber gleich nachgeben. Er wird Petersburg erobern und Moskau und Sibirien. Marias Wasserwandl bekommt er niemals.